

Unverkäufliche Leseprobe



Ulla Küchler
Tausent Grsse und Kuesse
Vom Leben mit einer behinderten
Tochter

283 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-62358-5

Die ersten Jahre

Manches wird im Leben eines Menschen so selbstverständlich, dass er nicht mehr darüber nachdenkt. Für Johanna bestand eine solche Gewissheit darin, dass in ihrer Zukunft mindestens zwei Kinder vorkommen würden. Als sie keine bekam, fand sie sich vom Leben nicht gut behandelt, irgendwie beiseitegestellt wie ein Güterwagen auf ein totes Gleis. Sie empfand es als einen grausamen und ungerechten Schicksalsschlag. Das Leben schien nur halb oder unvollständig, wie eine Sonate, von der der entscheidende mittlere Satz nicht gespielt wird.

Sie kam nicht auf die Idee sich zu fragen, ob das Leben nicht Alternativen bot. Kinder konnten für ein ernst zu nehmendes Berufsleben hinderlich sein. Ohne sie war man frei zu reisen, seine Wochenenden wer weiß wo zu verbringen, abends auszugehen, wann immer man wollte, und ein vielleicht irgendwann zur Gleichgültigkeit verblasstes Leben zu zweit leichter aufzugeben, wenn es sich so ergab. Vorstellungen dieser Art existierten zwar in ihrem Kopf, aber nur wie jene Museen, von denen man weiß, dass es sie gibt, in die man aber, warum auch immer, nicht geht. Sie war schließlich aufgewachsen mit Gewissheiten wie: Kinder gehören zum Leben. Eine Frau ist erst eine Frau, wenn sie Mutter geworden ist. Ihre Mutter hatte noch das Mutterkreuz für ihre vier Kinder bekommen. Die Geschwister hatten längst eigene Kinder. Etwas musste man

auf der Habenseite verbuchen. Kinderlosigkeit konnte Versagen bedeuten.

Ein wichtiger Grund, den sie erst später als solchen erkannte, war der Wunsch, in den Kindern noch einmal die eigene Kindheit wiederzufinden. Sie sehnte sich nach der Naivität und Unvoreingenommenheit, nach der Gutgläubigkeit und Arglosigkeit, aber auch der Freundlichkeit, mit der sie als Kind die Welt betrachtet hatte. Das Zuhause der Kindheit war wie ein abgeschirmtes Gehäuse, in das man flüchten konnte, wenn außerhalb etwas geschah, das man nicht ausfechten wollte.

Es waren nur Bruchstücke, die ihr von ihrer Kindheit im Gedächtnis geblieben waren, aber gerade davon, dass das Vorher und Nachher im Dunkeln lag, bekamen sie ihre Intensität: Waldspaziergänge am Sonntagvormittag mit dem Vorgeschmack der Rouladen, Versteckspiele oder Fußball mit den Nachbarskindern in der Dämmerung vor dem Haus, wenn Nebelschwaden, vermischt mit dem Rauch von Herbstfeuern, über den Feldern lagen; Weihnachten, wenn die Vorfreude ungeheuerliche Dimensionen erreichte; die jährliche Sommerreise nach Österreich ins immer gleiche verwinkelte Haus am See mit den vielen Vettern und Cousinen, Tanten und Onkeln aus der Wiener Verwandtschaft; die Vertrautheit mit den Geschwistern.

Stimmungen, Übergänge, Gerüche, Schattierungen, Farben in ungewöhnlichen Mischungsverhältnissen.

Sie wollte mit ihren eigenen Kindern jene Tage der Erwartung, der Vorfreude wieder heraufbeschwören, ihre Fragen, ihre Neugierde erleben, die aufgeregten Erzählungen von all dem, was sie erlebt hatten, hören, ein wildes Durcheinander, das sich nur für kurze Momente in Stille verwandeln ließ. Sie wollte mit ihnen musizieren, so wie sie und ihre Geschwister es mit ihrem Vater getan hatten, und mit ihnen wandern, Pilze suchen, auf die Berge steigen.



Die Entscheidung, ein Kind zu adoptieren, stand eines Tages einfach im Raum. Die Zeit war reif, alles verstand sich für Johanna und Andreas wie von selbst. Es waren keine langen theoretischen Überlegungen vorausgegangen, auch wenig Zweifel, ob sie sich etwas in ihr Leben holten, das unvereinbar damit sein würde, ein Kuckucksei sozusagen, aus dem etwas Bedrohliches schlüpfen könnte. Sie gehörten auch nicht zu den Menschen, die bis in alle Einzelheiten hinein die Tragweite und die Folgen ihres Tuns vorher ausloten wollten.

Geschichten hatten sie viele gehört, in jeder Richtung, aus der Perspektive der adoptierten Kinder wie aus der Perspektive der Adoptiveltern. Alles war möglich wie im richtigen Leben, wo die Kinder nicht so gerieten, wie die Eltern es sich erhofften, und die Eltern nicht so waren, wie die Kinder es am liebsten hätten.

Sie wussten nur, dass die Adoption von Neugeborenen nicht ganz leicht sein würde. Und dass deshalb viele Kinder über bestimmte Organisationen aus dem Ausland vermittelt wurden. Sie hatten immer etwas leicht Gruseliges, diese Geschichten von Schmuggel und Gefahr, von fast geplatzten und in letzter Sekunde noch gelungenen Deals, von Kämpfen mit ausländischen Behörden, deren Vertreter das Beste für sich herauschlagen wollten. Auch hatte die Tatsache, dass es sich um Kinder aus armen oder kriegszerstörten Ländern handelte, etwas Zweifelhaftes, weil man von ihrer elenden Situation profitierte. Immerhin ließ sich das Gute, das man für sich selber tat, mit Gutem begründen: Den Kindern wurde, wie man glaubte, eine bessere Zukunft geboten.

Ihr Wunsch, ein Neugeborenes, ein Baby von wenigen Wochen zu adoptieren, war nicht weniger egoistisch. Sie woll-

ten ein Kind, das von Anfang an nur mit ihnen und durch sie das Leben entdeckte, ein noch unbeschädigtes Wesen, dessen Zukunft in ihrer Hand lag.

Sie bewarben sich bei einer evangelisch kirchlichen Institution.

Die für sie zuständige Vermittlerin hatte schneeweißes, kurz geschnittenes Haar, das den Eindruck von Sportlichkeit und Fairness vermittelte. Ihr Verhalten aber entsprach diesem Eindruck nicht. Sie verhielt sich gleichgültig, abweisend, wortkarg, kam ihnen menschlich, gefühlsmäßig nicht entgegen. Sie fragte sie, warum sie ein Kind adoptieren wollten, und verstummte danach für eine lange Zeit. Sie ließ sie zapeln, sich verheddern, verlegen werden, nach Antworten, Beschreibungen, Gründen suchen und betrachtete sie aufmerksam, wie man Käfer betrachtet, die, auf dem Rücken liegend, verzweifelt versuchen, wieder auf die Beine zu kommen. Dann wurden sie entlassen, ohne ein Gefühl der Hoffnung, doch mit vielen Bögen Papier, die sie zu Hause ausfüllen mussten.

Johanna kam sich beschämt vor, als hätte sie eine unpassende Bemerkung gemacht, sich den Teller zu voll genommen oder jemanden, ohne es zu wollen, gekränkt.

Es kam zu einem zweiten Gespräch, aus dem die Vermittlungsdame sie wieder ohne Hoffnung auf eine Zusage entließ. Doch in diesem Gespräch reagierte sie zuweilen persönlich, stimmte zu, fragte nach, gab eigene Meinungen kund. Einige Zeit später wurde ihre Wohnung begutachtet, das Gehalt geprüft, wurden Bürgen befragt. Und dann kam ein Brief, in dem man ihnen mitteilte, dass sie als zukünftige Eltern anerkannt und für gut befunden waren, ein Kind aufzuziehen.

Vielleicht war ausschlaggebend, dass Johanna zugestimmt hatte, in der ersten Zeit nicht berufstätig zu sein, dass sie bereit waren, ein zweites Kind zu adoptieren, dass sie eine akade-

mische Ausbildung hatten, dass sie wie freundliche, verträgliche Menschen wirkten, dass sie verheiratet waren, dass sie auf Familienleben Wert legten und selbst aus großen Familien kamen.

Noch etwas später erfuhren sie, dass ein ganz bestimmtes Kind für sie vorgesehen war und dass es ein Mädchen sein würde. Sie konnten sich vorbereiten. Sie konnten versuchen, sich das Kind vorzustellen.

Johanna sah ihre Tochter vor sich, ihren Gang, wie sie lachte, was sie sich zum Geburtstag wünschte. Sie sah, wie sie heranwuchs, welche Reisen sie machten, wählte Berufe für sie aus, die ihr selbst gefielen – Richterin, Journalistin, Musikerin in einem festen Ensemble.



Dann wurde ihr Kind geboren. Kurze Zeit, bevor sie es sehen sollten, kam ein Anruf von ihrer evangelisch kirchlichen Institution. Sie wurden zu der für sie zuständigen Dame bestellt. Diesmal war sie ängstlich, nervös, gestikulierte aufgeregt, eilte vor ihnen durch die langen Flure, hatte einen harten Klang in der Stimme: Komplikationen seien eingetreten. Das Baby habe man zur Untersuchung gebracht.

Johanna und Andreas wurden gebeten zu warten und gingen spazieren. Es war ein Spaziergang mit bleischweren Beinen in einem Park. Obwohl es mitten im Sommer war, würde Johanna ihn in herbstlicher Erinnerung behalten: fallende Blätter, ein Geruch von modriger Erde. Die immer gleichen Wege, Kreise, Ellipsen, auf denen sie den Park durchwanderten, wiederholten sich in ihren Gedanken. War das Baby blind, war es taub, hatte es irgendwelche Anomalien? Hatte es einen Herzklappenfehler? Eine Schuppenflechte, einen Tumor?

Johanna wies alles weit von sich. Hatten sie nicht gesagt, sie wollten kein Risikokind? Hatten sie nicht deutlich gesagt, dass sie sich das nicht zutrauten? Dass sie noch einige Dinge in ihrem Leben vorhatten? Vielleicht noch einmal einen längeren Aufenthalt im fernöstlichen Ausland? Dass Johanna nach einiger Zeit wieder berufstätig sein wollte wie viele Mütter mit Kindern?

Ihr Mann war bemüht, sich vorsichtig in seinen und ihren Gefühlen vorzutasten, als versuche er, in einem dunklen Zimmer mit ausgebreiteten Armen herauszufinden, welche Möbel im Wege standen. Vielleicht fehlt ihr nur ein Finger oder sie hat einen zu viel? Blindheit kann eine Chance sein. Und er erzählte von der Besonderheit einer blinden Patientin seines Vaters, die er in seiner Kindheit oft geführt und als wunderbare Frau in Erinnerung hatte.

Johanna spürte den moralischen Kloß im Hals, fühlte sich auf der schlechten Seite – da, wo auf Fresken in italienischen Kirchen die Verdammten stehen, getrennt von den Seligen in schönen Gewändern mit Blick auf die Engel. Die Adoptionsvermittlerin hatte gesagt: Wenn das Kind nicht gesund ist, muss es ins Heim. Sie rangen um dieses «ins Heim». Ihr Kind war gerade geboren, und nun drohte die Abschiebung.

Als sie sich wieder im Büro einfanden, kam der Arzt, der die Erstuntersuchung durchgeführt hatte. Er sagte ihnen, das Neugeborene habe einen stark erhöhten Muskeltonus. Aber das sei nicht weiter dramatisch. Wenn er nicht gewusst hätte, dass sie Adoptiveltern sind, hätte er ihnen wahrscheinlich gar nichts gesagt. Grund zu irgendeiner Aufregung gebe es nicht.

Die für sie zuständige Dame sah sie mit strahlenden Augen an. Sie hatte auf einmal den etwas verschämt glücklichen Ausdruck eines jungen Mädchens, das zum ersten Mal von ihrem heimlich Angeboteten in die Disko entführt wird.

Sie sahen ihr Kind zwei Tage später. Eine Schwester erzählte, dass die Mutter vor ihrer Entlassung ins Säuglingszimmer getreten sei, um ihr Kind zu betrachten. Das sei nicht üblich, wenn eine Frau sich entschieden hat, ihr Kind nicht zu behalten. Man versuche, einen solchen Schritt zu verhindern, damit die Mutter beim Anblick des Kindes nicht in einen schweren Gewissenskonflikt gerate. Diese Mutter aber habe nur eine Weile am Bett ihres Kindes gestanden und sei wieder gegangen.



Sie nannten sie Lena. Der Name schien ihnen robust und romantisch. Sie gaben ihr einen zweiten, damit sie auswählen könnte, wenn «Lena» ihr später nicht gefiel. Ein Name kann seinen Träger glücklich und elend machen wie eine zu große Nase oder eine gute Figur. Er kann Sympathie auf sich ziehen, noch bevor man mit der Person etwas zu tun hat.

Als sie das Auto bestiegen, um ihr Kind abzuholen, waren sie weit davon entfernt, die Bedeutung dieses Tages einschätzen zu können. Johanna klopfte das Herz, als stünde sie kurz vor der mündlichen Prüfung. Sie hatte genug Zeit gehabt, sich auf die neue Situation vorzubereiten, und alle äußeren Bedingungen waren geregelt: Die Wickelkommode, die Badewanne und das Bettchen standen an dem Platz, wo sie hingehörten, Strampelanzüge und Hemdchen waren in großen Mengen vorhanden. Sie hatte bei anderen Müttern zugeschaut, welche Handgriffe beim Wickeln und Baden wie gemacht werden mussten.

Anders war es mit dem Bewusstsein, Mutter zu sein. Eine Mutter ist durch den langsam dicker werdenden Bauch eng mit dem Wesen verbunden, das in ihr heranwächst. Sie hat

Zwiesprache mit ihm geführt, seine Bewegungen gespürt, und wenn sie abends ins Bett ging, hat sie es mit sich schlafen gelegt.

Johanna würde jetzt von einem Moment auf den anderen Mutter werden. Sie tauchte zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem Krankenhaus auf, um ihr Kind wie ein bestelltes Auto oder eine Couchgarnitur abzuholen. Die Währung bestand nicht aus Geld oder Gütern des täglichen Lebens, sondern war die Gediegenheit ihrer sozialen Situation. Noch gab es nichts, was eine Verbindung zu diesem Wesen, das nun bei ihnen aufwachsen sollte, hergestellt hätte.

Wenn eine Frau ein Kind zur Welt bringt, stellt sich die Frage nicht, ob das Neugeborene ihr Kind ist. Im Gesichtchen wird nach Ähnlichkeit geforscht, in dem Näschen die Mutter, in den Ohren der Vater und in der Oberlippe die Großmutter entdeckt. Johanna aber war eine fremde Frau, die ein fremdes Kind in einem fremden Krankenhaus abholte. Wenn schon die leibliche Mutter ihr Kind nicht aufziehen konnte, hätte genauso gut eine andere Frau ihm ein Zuhause bieten können.

Von der Schwester erwartete sie zumindest so etwas wie Zögern. Doch die schien keinen Augenblick daran zu zweifeln, dass alles seine Richtigkeit hatte. Ganz im Gegenteil, sie drängte zur Eile. Sie wurden wie alle anderen Eltern mit kompetenten Ratschlägen versehen, mit guten Wünschen bedacht und, als sie immer noch ein bisschen verlegen herumstanden, mit deutlichen Abschiedsworten auf den Heimweg geschickt.

Von dem Augenblick an, wo sie Lena die vier Stockwerke in ihre Altbauwohnung hinaufgetragen hatten, schnurrte die Welt auf die etwa achtzig Quadratmeter der Wohnung zusammen. Die Botschaften der Außenwelt stiegen wie Luftblasen aus der Tiefe und lösten sich auf, bevor Muße und Interesse vorhanden waren, sie zu entziffern. Auch die Zeit unterlag von

nun an einer neuen Berechnung. Die Fixierung «vor und nach Christus» beließen sie so, wie sie war, auch die Weltkriege blieben als Markierung erhalten, aber jeder neuere Zeitbezug wurde an Lenas Ankunft bemessen.

Lena machte es ihnen in den ersten Monaten leicht. Sie war sehr ruhig und schrie nicht viel, und auch für lange Phasen der Nacht überließ sie sie ihrem Schlaf. Wie alle Eltern schlichen sie sich in den ersten Stunden und Tagen immer wieder in ihre Nähe, um nachzusehen, ob es mit der Stille seine Ordnung hatte. Und dabei ergriff sie das große Staunen und die Freude, dass sie Eltern geworden waren.

Johannas Alltag mit Lena war nicht anders als der ihrer eigenen Eltern, als sie noch klein war. Ihre Mutter war zu Hause geblieben, hatte sich um Haushalt und Kinder gekümmert, und ihr Vater war zur Arbeit gegangen. Als sie selbst heiratete, hatte es mit ihrem Mann die stillschweigende Übereinkunft gegeben, dass diese Arbeitsteilung in ein anderes Zeitalter gehöre. Doch als sie sich für Lena entschieden, war schnell alles über den Haufen geworfen.

Es fiel ihr nicht schwerer als anderen Müttern, sich auf das neue Leben mit Kind und Häuslichkeit einzustellen. Vielleicht sogar leichter. Sie war in den Jahren davor nicht sehr sesshaft gewesen – lange Reisen, Studieren an verschiedenen Orten, dann die Jahre mit Andreas in Südostasien und China. So hatte sich eine gewisse Sehnsucht angehäuft, an einem Ort zu verweilen, wo alles vertraut sein würde – die Bäckerei um die Ecke, die Tageszeitung, die sie verstand, Freunde, die nicht so bald wieder verschwanden. Sich nicht mehr als Fremde zu fühlen, die ständig auffiel und angestarrt wurde. Sie genoss es in Berlin, unbeachtet den Kinderwagen vor sich her zu schieben und höchstens von anderen Müttern, die sie nicht kannte, ins Gespräch gezogen zu werden, als wäre sie eine alte Vertraute.